

1848.

Ein weltgeschichtliches Drama.

Von Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

Diese Zurückgabe der diktatorischen Gewalt an die Nationalvertretung hat dann am 28. Juni wirklich stattgefunden. Die Nationalversammlung beschloß darauf, zu erklären, daß der General um das Vaterland sich wohlverdient gemacht habe, und ernannte ihn sofort zum „Chef der Volksgewalt“ — ein weiserer Ausdruck für Dictator. Der General setzte sein Ministerium der Mehrzahl nach aus „honesten“ Republikanern zusammen. So waren denn die Rollen ausgeteilt und war Alles wohlbestellt, d. h. ein Regiment der Lieben lobten langweiligen Mittelmäßigkeit errichtet, welches, unfruchtbar im Innern, nach außen in wahrhaft stupider Weise nicht nur preisgab, sondern auch mitberathen half. . . .

Zuoberst lastete auf Paris eine unermeßliche Trauer. Die Zahl der in der Junischlacht Getödteten und Verwundeten ist nie genau erhoben worden. Einem im October vom Polizeipräsidenten erstatteten Bericht zufolge betrug die Gesamtzahl der Toten 1460, wovon zwei Drittel der Armee und Nationalgarde angehörten. Sechs Generale waren gefallen und sechs Generale hatten Wunden davongetragen. In die verschiedenen Spitäler der Stadt wurden 2529 Verwundete gebracht, aber man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß eine mehr als doppelt so große Anzahl von Verwundeten in Privathäusern gepflegt worden ist. Der Angabe des Generals Lamortiere zufolge sind zur Junischlacht 2,100,000 Gewehrpatronen an die Soldaten ausgeteilt und während der Kampftage ungefähr 3300 Kanonenschüsse gefeuert worden.

Var victis!

Und es that die Republik den letzten Athemzug.

Mit der siebenten Abendstunde vom 26. Juni, mo die letzte Barricade genommen wurde, ver schwand das französische Proletariat von der Bühne der Revolutionsgeschichte des Jahres 1848. Die Bourgeoisie hatte vollständig obgesiegt und nur sie war es, welche die weitere Entwicklung der Dinge bestimmte.

Nach erfohlenem Siege begann das Nachweh, wie das so herkömmlich unter Menschen. „Wehe den Besiegten!“ Am 27. Juni und noch etliche Tage länger hatte Paris ganz das Aussehen einer von Feindeshand mit Sturm genommenen Stadt. Ueberall rauchende Trümmerstätten, in der Gasse, beim Pontneuf, in den Zugängen zum Stadthause, bei der Porte Saint-Denis. Die Faubourgs Saint-Antoine und du Temple, wo das Geschützfeuer am argsten gewüthet, glichen vom Erbteben geschüttelten Städten.

Während der Schlacht hatte Paris trotz des schrecklichen Gefödes den Charakter einer unheimlichen Verödung getragen, weil die ganze Bevölkerung, die Kämpfenden ausgenommen, in die Häuser versperret war. Auch jetzt noch waagten sich erst nur einzelne Keugierige hervor und sah man auf den Straßen und Plätzen nichts als Reiterparade, Geschützgänge, Infanteriesolonnen, Bürgerwehrcorps und dazwischen Hausen von hunderten, von tausenden von Gefangenen.

Ueberall war an Mauern und Wänden folgendes Proklam ausgelegt: „Der Chef der Volksgewalt an die Nationalgarde und die Armee. Bürger! Soldaten! Die heilige Sache der Republik hat triumphirt. Euer Eifer, Euer unerschütterlicher Muth hat schuldvolle Absichten vereitelt und traurigen Irrthümern ihr Recht angehan. Im Namen des Vaterlandes, im Namen der Menschheit hat Dank für Eure Anstrengungen und seid gegnet für diesen notwendigen Sieg! Während des Kampfes war Euer Jörn rechtmäßig und unvermeidlich; jedoch seid eben so groß in der Selbstbeherrschung, wie Ihr es in der Tapferkeit gewesen. In diesem Paris seht ich Sieger und Besiegte; sei mein Name verflucht, so ich darin willigte, auch Opfer zu sehn. Die Gerechtigkeit wird ihren Lauf haben. Sie handle! Das ist Euer, das ist mein Wille! General F. Cavaignac.“

Wie stimmte, was in Paris am 27. Juni und den zunächst folgenden Tagen geschah, zu diesen Worten? Wie die Rede zur Veröhnung stimmt. Ob Cavaignac seine Worte nicht zur Wahrheit machen konnte, ist fraglich; denn der Angsthilffler, bekanntlich eine der grausamsten Bestien, war los und wollte sich für die ausgefallene Furcht rächen. Daß der General seine Worte nicht zur Wahrheit gemacht hat, ist gewiß.

Wenn, wie gar nicht zu bestreiten, während der Hitze und Wuth der Straßenschlacht mindestens 150 gefangene Insurgenten von den Truppen, der Mobilmache und Bürgerwehr sofort erschossen, wenn sogar in diesen quälenden Ringen Frauen, welche ihren kämpfenden Männern Brod zutragen, und Töchter, welche für ihre verumwundenen Väter Charpie spinsten, schonungslos niedergemetzelt wurden, so ist das zwar schrecklich genug, aber doch dem Kampfrauch auf Rechnung zu schreiben. Was soll man jedoch dazu sagen, daß auch nach beendigtem Kampf das Erschießen von Gefangenen in der Ebene von Grenelle, auf dem Kirchhofe Mont Marne, in den Steinbrüchen des Montmartre und beim Kloster Saint Benoit seinen Fortgang hatte? Was dazu, daß man 500 Gefangene in ein mit flüssigem Roth angefülltes Kellergewölbe auf der Wasserseite der Tuilerien zusammenstopfte und daß die draußen postirten Schilbawachen, wenn die dem Erschießen nahen Eingewickelten sich zu den vergitterten Fenstern drängten, um nach Luft zu schnappen, ohne Weiteres ihr Gewehr in den unterirdischen Marterort hinein losfeueren? Was endlich dazu, daß am 27. Juni, also im ersten Siegestaumel und heißesten Nachgerimm, die Nationalversammlung den Beschluß faßte, es seien alle der Theilnahme an dem Aufstand „überwiesenen“ Gefangenen — es lagen deren nicht weniger als 25,000 in den Kafematten der Pariser Forts — ohne Proceß und Urtheil in Masse nach Canenne zu deportiren, und daß dieser von wahrhaft ungeheurer Rechtsverachtung und Unmenschlichkeit zeugende Beschluß an nahezu 10,000 Gefangenen wirklich vollstreckt worden ist?

Was man zu alledem sagen soll? „Var victis!“ Sonst nichts. Die Bourgeoisie vermochte das rebellische Proletariat zu besiegen und zu bestrafen; folglich mußte sie sich im Rechte. Es ist immer so gewesen und wird immer so sein. Auf den 6. Juli veranstaltete die Regierung ein pomphaftes Befestigungsfest für die gefallenen Vertheidiger der „Sache der Ordnung“. Die Ceremonie war feierlich, gezwungen und kalt. Die Bourgeoisie mußte ihre Siegesfeier für sich und in fast unheimlicher Stille begehen, denn das Volk glänzte durch seine Abwesenheit. Ja, sie war todt, die Republik, obwohl die Parteien noch eine Weile mit der Mummie spielten, als wäre sie lebend, bis nachher aus den Wäldern derselben der Bonapartismus sich einen Kaisermantel zurechtgeschneidert hat.

Die Sache der Völker war verspielt. Zwei Ereignisse verkündeten das lebenden Augen und hörenden Ohren unüberwindlich. Die Pariser Junischlacht und die Niederwerfung des italienischen Nationalbanners durch die zweiundachtzigjährige Greisenhand Kadeß's. Leicht war es dem alten Feldmarschall nicht geworden, den österreichischen Doppeladler wieder nach Mailand zurückzutragen und den persönlich tapferen, aber planlosen Sardentönig Karl Albert in den Stand zu werfen, nein, leicht ganz gewiß nicht, wer fragt indessen noch viel nach den Opfern, wenn der gewollte Zweck einmal erreicht worden ist? Und doch wäre eine ernste Frage hier nur zu sehr am Platze gewesen, hab doch die Glöde der Jahresruhe die Stunde zu schlagen an, welche den Anfang des Endes, und welches eines Endes, bezeichnet. Es soll keineswegs behauptet werden, daß dieses Demokratie in Deutschland die Idee nicht fühlten. Wenn sie trotzdem weiterhin noch mithaten, so geschah es nur der eigenen und der Ehre der Partei wegen, sie fanden es unethisch, einer halb oder ganz verlorenen Sache den Rücken zu kehren.

Was die Redenräpeler und Paragraphenhändler betraf, die merkten natürlich nicht, was die Glöde geschlagen hatte, sondern respekteten und bapselten emsig weiter, als wäre nichts geschähen.

Drunten in der Donaufstadt war es nach den Maitummulten zeitweilig leidlich ruhig geworden. Die Katastrophe hatte sich heißer geschrieben und die Lumpagogie mußte sich auf Bierbänken und in Schnapsbuden erst zu neuen Großthaten stärken. Beide Sorten von unheiliger Kanaille, von Hundepack in verwegenen Worten, dudten einflößen unter, maßten das feste Zusammenhalten von Aul und Garde, d. h. von Studentenlegion und Bürgerwehr, die Aufrechterhaltung der Ordnung verbürdete. Unter diesem Schutze regierte der alte Herr von Pillersdorf weiter, so qui es von gehen wollte, indem er seinen Collegen Doblhoff an das kaiserliche Hoflager nach Innsbruck sandte, damit derselbe so zu sagen ein Kleister wäre, welcher das demalen „in partibus fidelium“ residirende so zu sagen Staatsoberhaupt mit der Centralregierung in Wien zusammenleitete. Selbstverständlich hatte Herr von Doblhoff die

Neben-, d. h. die Hauptaufgabe, in der Tiroler Hofburg darüber zu wachen, daß die theuren „Märzerrungenschaften“ keinen Schaden litten. Ach, diese Errungenschaften hatten eine bedenkliche Nechlichkeit mit der „feberlosen Brut“, welche in des alten Horatius Epöde von „Schlangen“ bedroht wird. Auch in der Weibtrauchtsmösphäre der Innsbruder Burg war an solchen Reptilien keineswegs Mangel, nur daß sie auf zwei Weisen schlichen, spigenbesetzte Unterröde, auch Generaladjutantenhöfen, Diplomatenfräde und Kammerherrnschlüssel trugen, und der arme Doblhoff hätte zu dem guten Blumenzüchter Ferdinand sagen können wie der römische Poet zum Mäcenas:

Zur Seite die bin minder ich in Sorg' und Anght,
Die den Entsetzten härter plagt,
Dem Vogel gleich, der bei der feberlofen Brut
Der Schlangen Anschlag fürdend sieht,
Und wenn er fern ist, mehr sich anghilt, ob er gleich
Mit seiner Gegenwart nicht hilft.

Herr von Doblhoff hat sicherlich das Schlangengeziße nicht ganz überhört, aber den wirtlichen und vollen Sinn desselben hat er nicht verstanden. Es gab ja Angenehmeres für ihn zu hören, wie z. B. jenes aus der Tiroler Hofburg ergangene kaiserliche Manifest vom 3. Juni, welches den Kaiser erklären ließ, daß er zwar durch die Art und Weise, wie er zur Gewährung eines „constituirenden“ Reichstages veranlaßt worden, „tief verletzt“ sei, daß er aber trotzdem „die Sache selbst festhalten“ werde und daß es sein „sehnlichstes Verlangen, die baldige Eröffnung des Reichstages in Wien möglich zu sehn.“

Das feigerte noch die Sehnsucht der Wiener Bürger nach der Rückkehr des Kaisers. Da aber einflußreiche Damen die Sommerfrische im Thal des Inn begreiflicher Weise erquicklicher fanden, als die Heimkehr in die schwüle Donauebene, so verzögerte sich die kaiserliche Wiederüberfiedelung nach Wien so sehr, daß Pillersdorf und Doblhoff höchst dringend antrieben, wenigstens einen Stellvertreter der Person des Kaisers zu ernennen, um den Reichstag zu eröffnen und überhaupt der Centralregierung durch seine Anwesenheit mehr Halt und Gewicht zu geben. Der passendste Stellvertreter, riefen die Minister weiter, wäre der Erzherzog Johann, welcher, auch seiner Wahl zum deutschen Reichserzherzog schon gewiß, dazumal so recht „Gans Dampf in allen Gassen“ gewesen ist, freilich ohne in irgenbeiner Gasse etwas zu thun als hiehermännlich schwagen. Die lenkenden Hände in der Innsbruder Burg ließen demzufolge den willigen Ferdinand am 15. Juni ein Patent unterzeichnen, kraft dessen der Erzherzog zu seinem Stellvertreter ernannt wurde, um „alle ihm als constitutionellem Kaiser zustehenden Regierungsgeschäfte zu leisten“. Der Erzherzog nahm an, und da er wenige Tage darauf auch die ihm zugefallene deutsche Reichserhebung annahm, so handelte es sich eine Weile wie ein Weberschifflein zwischen Wien und Frankfurt und Frankfurt und Wien hin und her, obwohl ohne etwas zu wehen, was sich sehn lassen konnte. Noch bevor jedoch der Erzherzog bei der Eröffnung des Reichstages als Alitergo des Kaisers flairten konnte, brach das Ministerium Pillersdorf unter der Wucht eines vom „Sicherheitsausschuss“ und vom „Demokratischen Verein“ gemeinsam gegen dasselbe geschleuberten Mißtrauensvotums zusammen, hauptsächlich weil sich in den Weichselzopf seiner Verlegenheiten noch ein neuer Strang eingeflochten hatte, der slavische Aufstandsversuch in Prag und dessen Folgen.

„Wivat der Kauffut!“

Der erzherzogliche Hans Dampf läßt von sich hören.

Die Bevölkerung von Wien, d. h. die beweglichen Elemente derselben, fanden und fühlten sich den Sommer von 1848 über in der Lage und Stimmung eines Menschen, welchem das Bewußtsein, etwas, was er ganz hätte thun können und sollen, nur halb geschah zu haben, keine Ruhe läßt und der dem unablässig jndenden Reize preisgegeben ist, das Versäumte nachzuholen, ohne doch wirklich die Kraft zu besitzen, das unerquidliche Halbe zu einem runden Ganzen zu machen.

Unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstages explodirte die widerpillersdorffische Mine, nachdem der arme Mann von Minister das laue Wasser gemüthlicher Beschwörungen erfolglos durch den brennenden Leistrich gegossen hatte. Am 8. Juli faßte der Sicherheitsausschuss die Resolution: „Die Träger des alten Systems sind unbedingt aus dem Cabinet zu entfernen. Doblhoff ist mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen, in welchem außer Wessenberg kein Mitglied des letzten sitzen soll.“

Noch im Juli von 1848, wunderbarlich zu sagen, hatten beratige Resolutionen etwas zu bedeuten, viel sogar. Wenn man unübersprochenen Berichten von demokratischer Seite glauben darf, hat der kaiserliche Alitergo und erzherzogliche Hans Dampf in allen Gassen in dieser Angelegenheit eine sehr zweideutige Rolle gespielt. Er sagte zu einer Abordnung des Demokratenvereins, welche gekommen war, die Forderung des Sicherheitsausschusses zu unterstützen: „Auch ich bin von der Unzu-

länglichkeit des Ministeriums vollkommen überzeugt und werde das Nöthige verfügen.“

Noch am selbigen Tag nahm er die angebotene Entlassung Pillersdorff's an, mit welchem Sommaruga und Baumgartner ausschieden, und im Begriffe, zur Uebernahme der Reichsverwesung nach Frankfurt abzufahren, beauftragte er Herrn Doblhoff, ein neues Cabinet zu bilden. Am 19. Juli trat dasselbe in's Amt, für flüchtig blidende Augen ganz so gebildet, wie die Bewegungspartei es wünschen mochte, für scharfschneidende nicht.

Denn die Resolution des Sicherheitsausschusses war mit nichten vollständig erfüllt worden. Zwar konnte es für gleichgültig gelten, daß der unermittelliche Finanzminister Krauß aus dem alten ins neue Ministerium herübergenommen war; aber von ganz anderer Bedeutung ist es gewesen, daß das gleiche mit dem Kriegsminister Ratur geschah. Dieser Punkt war offenbar für den Hof bei der neuen Cabinettsbildung der wesentlichste, der einzig wesentliche. Rechten die halbliberalen oder ganzliberalen Minister schwagen und Gesetze fabriziren, wenn nur die Urmeeleitung in den Händen eines gestreuten Schwarzgelbes blieb.

Sicherlich hat der Erzherzog Johann die Sache ebenso angesehen und in diesem Sinne geleitet. Denn der Prinz war keineswegs ein Dummkopf, wofür man ihn verschrien hat, sondern vielmehr ein Pfiffikus Schmerle. Wenn Heine ihn sagen ließ:

„Nicht mit dem Verstand, nein, mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren.
Ich bin kein Diplomatus
Und kann nicht politisiren—“

so war das sehlgelassene, weit sehlgelassene!

Der Erzherzog hatte freilich weder das Zeug noch auch nur den Willen, groß zu handeln und bedeutendes zu thun; aber was sich mit kleinen Mitteln, mit Lügen und Pfiffen für das Haus Lotringer-Habburg thun ließ, das hat er in Wien wie in Frankfurt richtig gethan.

Neben Wessenberg, Latour, Krauß und Doblhoff traten neu ins Ministerium der vulgärliberalen Fabrikant Hornböck, der unbedeutende Journalist Schwarzger und der von Pfiffeln demokratisch angemalte Advokat Bach, jedenfalls der zeitgemäßeste seiner Collegen. Ob er damals schon förmlich in den Dienst und Sold des Hofes getreten war und allerhöchsten Frauenzimmern das Gnadenfutter aus der Hand traf, ist ungewiß und sogar zweifelhaft. Die Waare mußte doch erst im Ministerkassenschaukasten stehen und die Wünschbarkeit ihrer Erwerbung ob oculos demonstriren. Am liebsten gehörte Herr Bach dem heiligen Bataillen der Kauffuttmänner an, welches sich Anno 1848 und nachher aus allen Parteien und Fraktionen rekrutirte und zur Größe einer Armee anstchwoll.

Noch hatte das neue Ministerium nicht zu amten begonnen, als der „constituirende Reichstag in Wien“ zusammentrat. Die Zahl von 383 Abgeordneten, welche — mit Ausschluß Ungarns und seiner „Nebenländer“ — die Wölter Oesterreichs nach der Hauptstadt entsenden sollten, ist nie ganz voll gewesen. Zum Sitzungslocale war die kaiserliche Reitbahn bei der Hofburg hergerichtet worden, aber es wurde daraus keine Manège wie jene bei den Tuilerien, in welcher die Constituante, die Legislative und die Convention debattirt haben, so debattirt haben, daß ihr Debattiren Handeln war.

Am 1. Juli versammelten sich die Reichstagsmänner zu einer ersten vorbereitenden Sitzung. Es ließ sich nicht vertuschen, daß nicht die Hälfte der Mitglieder des Reichstages der deutschen Sprache tunbig war. Der Wunsch der Deutschen ging natürlich auf Erklärung ihrer Sprache zur Geschäftsprache der Versammlung; aber sie waagten es doch nicht, ihren Wunsch in Form eines Beschlusses durchzubrüden, und so überhoben man die Verhandlungen von vberhoben allen Zufällen eines böhmlischen Sprachenswittels. Zehn Tage nachher bestellte der Reichstag seinen Vorstand und die Majorität machte der Stadt Wien das Compliment, einen ihrer Vertreter, den Advocaten Schmitt, eine Rull im Frack, zum Präsidenten zu wählen. Dieser Strohhalm verstand gänzlich vor dem ersten Vizepräsidenten Smolka, einem Polen, die Verhandlungen des Reichstages vom Anfang bis zum Ende geleitet hat.

Am 22. Juli las der wieder aus Frankfurt nach Wien zurückgekehrte Stellvertreter des Kaisers die Thronrede ab, ein seltsam Ding, worin im Orakelton de rebus omnibus et quibusdam liis gesprochen wurde, in einem Athemzuge von der Gleichberechtigung aller Nationalitäten des Kaiserthums und von der Nothwendigkeit eines festen Anschlusses an Deutschland, ebenso von der Achtung vor den Freiheitsbestrebungen der Italiener und von der Behauptung der österreichischen Waffenhöhe. Die Versammlung wurde sozusagen nach Reibelheim verlegt mittels dieser nebulösen Phrasen: „Der Reichstag ist berufen, das große Werk der Webergewalt des Vaterlandes zu vollbringen. Die Verwirklichung der erworbenen Freiheit verlangt sein offenes, unabhängiges Zusammenwirken in der Festhaltung der Verfassung.“

Nur noch einer Richtung hin sprach die Thronrede sehr deutlich, nach der Gelbseite hin: sie kündigte „außerordentliche finanzielle Maßregeln“ an. Nun, das hieß zunächst und hauptsächlich die Antseipumpe, in welche die

Märzangst der Geldleute einen Leck gemacht hatte, wieder zu kalstern und in Thätigkeit zu sehn.

Bauernbefreier Rudlich.

Das Beste, was der Reichstag zu Wege gebracht.

Der Reichstag bemühte sich redlich, alle Register der Zeitphrasologie den guten Wienern vorzugeln; allein die große Frage für diese blieb doch immer: Kommt der Kaiser zurück oder bleibt er weg? So mußte sich denn auch das österreichische Parlament alles Ernstes mit diesem Problem beschäftigen, dessen Lösung ja auch und zwar sehr, in seinem eigenen Interesse lag. Denn die Anwesenheit des Kaisers gab der Thätigkeit des Reichstages doch erst die rechte Weiße und zugleich schien die Anwesenheit der kaiserlichen Familie in Wien eine Bürgschaft zu bieten gegen die dunkeln Mächtschaften, die hinter den Coulissen spielten.

Nach einer schauerhaften, riesenhundwurmartigen Schwärerei, welche sich darum drehte, ob man die Rückkehr des Kaisers „erbitten“ oder aber „fordern“ sollte — nebenbei wurde alles Ernstes auch darüber debattirt, ob man den Kaiser mit „Euer Majestät“ oder „Eure Majestät“ anreden mußte, gewann endlich das „Fordern“ die Oberhand. Ob diese Forderung erfüllt worden wäre, falls nicht die günstige, schwarzgelbe Wendung der Dinge in Italien den Hof mit neuer Zuersticht erfüllt hätte, steht dahin. So aber ließen die Drahtführer und Drahtführerinnen des Hofpuppenspiels den guten Ferdinand nach Wien zurückkehren und lehrten selber mit ihm zurück, am 12. August. Die Freude der Wiener war groß. Der Reichstag seinerseits warf sich stolz in die Brust, der Welt gezeigt zu haben, daß er seine „Forderungen“ durchsetzen vermöge.

Gerade in diesen Tagen that er das Beste, was ihm überhaupt zu thun gelang. Schon am 26. Juli hatte sich ein von den jüngsten Mitglieder des Reichstages erheben, um einen Antrag zu stellen, welcher diese gute That, die Emancipation der Bauern, einleitete. Ein junger Mann, gerade von der Hochschule gekommen, blond, blauäugig, schmählich, ein verpörrteses Stüd österreichischer Freiheitsbrut, Hans Rudlich, beantragte auf der Rednerbühne: „Die Versammlung möge erklären: Von nun an ist das Untertänigkeitsverhältniß sammt allen daraus entspringenden Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehaltlich der Bestimmungen, ob und wie eine Entschädigung zu leisten sei.“ Jubelnde Zustimmung von allen Seiten des Hauses, nur ganz wenige, gar nicht hörbare Stimmen ausgenommen. Allein dieser Zustimmungsjubel hatte doch nicht die Energie jener glorieichen Auromacht von 1789, welche das Mittelalter in Frankreich veränderte. Rudlich und seine Parteigenossen ließen sich in ihrem edlen Anlauf aufhalten dadurch, daß sie sich in die höchst weidlichstigen und verwidelteten Einzelheiten der Robotfrage hineinmischten ließen. Volklich klug, ja am klügsten wäre es gewesen, die Entschädigungsfrage ungelöst über den Köpfen der Bauern schweben zu lassen. Damit hätte man den bäuerischen Eigennuß vorwährend in Spannung und bemoacht fest an die Sache der Bewegung gekettet erhalten. Es ist ja überhaupt ein Grundfehler der sogenannten deutschen Revolution von 1848 gewesen, daß sie der Selbstsucht der Bauern viel zu frühe und viel zu vollständige Befriedigung gewährte. Rudlich und seine Freunde erkannten das auch, aber zu spät. Als der Antragsteller am 11. August seinen prämal verbefferten und erweiterten Antrag begründete, meinte er, „mit der Entschädigung der Entschädigungsfrage hat keine Eile, da die Bauern gewiß zufriedener sind, wenn sie auch erst nach Wochen erfahren, ob sie entschädigt werden sollen.“ Allein die Gegner der Untertänigkeit und wurden dadurch keineswegs verstimmt. Im Gegentheil, sie waren sehr froh, daß in Gestalt der Entschädigungsfrage ihnen eine zweifelnde Handhabe dazu geboten wurde, erlens in den Augen der Bauern die Linke zu verächtigen, als ob diese die genannte Frage für unwichtig ansehe, und zweitens durch eine rasche und billige Lösung dieser Frage die Mehrheit der Bauern der konservativen Partei zu verpflichten.

Die langwierige Debatte drehte sich auch nur noch um die Angel der Entschädigungs- oder Nichtentschädigungsfrage. Nun, das Ende vom Liede war, daß sich für Gewährung einer Entschädigung eine kompakte Majorität bildete.

Rudlich und seine Genossen nahmen nun in ihren Antrag die Bestimmung auf, daß die den Grundherren zu bietende Entschädigung der Staat zu leisten habe, und bei der aristokratischen Abhimmung gewann dieser Paragraph eine Majorität von 43 Stimmen. Allein der kaiserliche Antrag als ganzes wurde mit einer Majorität von 4 Stimmen verworfen, gegenüber einem durch Vasser formulirten, in welchem die Leistung einer „billigen Entschädigung“ an den gewesenen „Guts-, Zehnt- und Roghern“ dem neuen Gutsbesitzer zugewiesen war. Am 7. September fand die ganze Sache mit und durch Zustimmung der Regierung ihre volle Erledigung und diese „Errungenschaft“ der Oesterreichischen „Revolution“, die Bauernemancipation,

die Entlohnung der Bauerschaft vom Mittelalter, war, wie die größte, so auch eine bleibende. Selbst im Hochstadium ihres Triumphbeliriums waagte nachmalis die Gegenrevolution diese unberechenbar wichtige Neuerung nicht anzuzufassen, indem sie sich noch immer mit Grauen der Blide und Worte eines Kapuzenat und anderer Bauern erinnerte und es kluglich unterließ, den auf seiner Errungenschaft eingebämmerten Feiner-Tolpatich wieder zu wecken.

In der That, er dämmerte, bufelte und schlief ein auf seiner Errungenschaft. Bevor er das that, wollte er aber doch zeigen, daß auch er Lebensart hätte: — am Abend des 24. Septembers brachten 10,000 Bauern, aus allen Gegenden Oesterreichs gekommen, dem Hans Rudlich einen Dankactzug dar. Damit aber hatten Kautschuk und die Revolution ihren Voh dahin. Der österreichische Bauer mochte es gerade so wie der bayerische, schwäbische, hessische usw. Er war fortan für Ruhe und Ordnung. Er hatte ja kein „Säule“, küpfte seine Tasche zu und that nicht mehr mit. Dank vom Menschen zu erwarten, ist Unverschämtheit, Dank vom Volke zu hoffen, ist Nartheit.

Gien und Zvio.

Der Krieg zwischen dem Hause Habsburg und den Magyaren.

Derweil im Wiener Reichstage der nationale Gegenstand von Deutsch und Slavisch seine drohende Schrottheit vor der Hand noch zu der politischen Parteilichkeit liberal und konservativ herabzumildern versuchte, hätelten böhsische Hände den nationalen Gegenstand zwischen Magyarsch und Slavisch in der „Disharmonie“ des Reiches glücklich in einen Knoten zusammen, welcher gewaltsam gerhauen werden mußte. Die schon früher zu Faden geflagene Allianz des Hofes mit den Slaven wurde jetzt festgenäht, und noch war das brausende Gesein, womit der Amtsantritt des neuen ungarischen Ministeriums in Budapest begriffen wurde, nicht verhallt, als schon vom Süden her zur Antwort bedeutungsvoll das slavische Zivio erscholl.

Mit dem Zusammenprall dieser zwei nationalen Zuchlaute und Wivaltstheie prallten zwei Nationalitäten, zwei Rassen wühend auf einander.

Kosuth war in Ungarn der leitende Kopf gewesen. Am 11. Juli zeigte er in einer großen Rede im ungarischen Reichstage, wie Ungarn von den Slaven im Bunde mit dem Hofe bedroht sei und seine Unabhängigkeit auf dem Spiele stehe. Er verlangte die Aushebung von 200,000 Mann und einen Credit von 42 Millionen Gulden, „um einen ehrenhaften Frieden vermitteln oder einen ehrenhaften Kampf führen zu können.“ Der Reichstag stimmte am 24. Juli in seiner Begeisterung einmüthig zu, aber die zweideutige Politik der Magyaren trat dabei zu Tage.

Sie wollten die Rolle der Slaven übernehmen. Wenn sich der Kaiser ihnen in die Arme warf, so wollten sie ihm gegen alle seine Feinde beistehen und wurden dann das dominierende Element im Kaiserthum; blieb der Kaiser mit den Slaven verbündet, so wollten sie die Magyaren ihre Unabhängigkeit erkämpfen. Der Hof ging indessen auf seinem alten Wege weiter und auch der Beschluß, Oesterreich in Italien zu unterstützen, konnte ihn nicht davon abbringen. Im Gegentheil wurde inzwischen das Bündniß mit dem abgefehten und wieder in Gnaden aufgenommenen Ban Jellacic erweitert und gestiftet. Der Hof schmückte den Kroaten und unterstützte Jellacic, wo und wie er konnte. Während der österreichischen Reichstag in seiner Harmlosigkeit sich nur um die Abschaffung der Feudallasten kümmerte, trat Jellacic immer provocirender gegen die Ungarn auf und gebetete sich als Vollstrecker des Willens des Kaisers, indem er verlangte, die Ungarn müßten ihre Märzerrungenschaften und ihre Selbstständigkeit aufgeben.

Nun, dies beehrte Jedermann darüber, wohn die Politik des Hofes ging und der offene Kampf wurde unvermeidlich. Er brach auch sogleich los, denn am 11. September erschien Jellacic mit der kroatischen Streitmacht im Felde und fiel ohne Weiteres in Ungarn ein.

Rummreth flammte der Jörn der Magyaren Iobend auf, als sie erkannten, welch schönes Spiel der Hof mit ihnen getrieben hatte. Von ebler Begeisterung für Freiheit und Unabhängigkeit ward das ganze Volk ergriffen und als das Ministerium am 14. September zu den Waffen rief wider den Kroaten Jellacic, da strömte die streitbare Jugend in Masse herbei. Ungarn schick bald einen Heerlager. Der Palatinus Stefan verließ Pest und ging nach Wien; der ungarische Reichstag aber sandte noch einmal eine Deputation nach Wien, und zwar, wie Kosuth sagte, „nicht an den verträthlichen Hof, sondern an das Volk.“ Allein die slavische Mehrheit des Reichstages verticelte mit großer Anstrengung den Versuch und nach langen und heftigen Debatten wurde der Antrag, die Magyaren anzuhören, vom österreichischen Reichstage mit 186 gegen 108 Stimmen verworfen.

(Fortsetzung folgt.)